

# Liberalismus, Kolonialismus und Imperialismus. Globale Ordnungskonzepte der Liberalen im internationalen Vergleich

## 1. Imperialismus – ein liberaler „Sündenfall“?

Die deutsche koloniale Vergangenheit hat in den letzten Jahren verstärkte Aufmerksamkeit erfahren – nicht nur in der Wissenschaft, sondern auch in der Öffentlichkeit. Lange Zeit vergessene Denkmäler finden wieder Beachtung, werden kontrovers diskutiert. Debatten über Straßennamen sind lauter geworden. Das Überschwappen der Bewegung „Black Lives Matter“ aus den USA hat diese Tendenzen noch einmal intensiviert. Die Zusammenhänge zwischen Liberalismus, Imperialismus und Kolonialismus haben damit auch eine aktuelle Relevanz.

Wie haben Liberale sich also zur praktischen deutschen Kolonialpolitik in den Jahren 1884 bis 1918 verhalten? Und wie weit teilten sie Erwartungen, Hoffnungen und Befürchtungen, die sich in Deutschland schon vorher mit Kolonialphantasien verbanden? Wie standen sie zur Strömung des Imperialismus, der während des deutschen Kaiserreichs seinen Höhepunkt erreichte? Und gibt es in diesem Zusammenhang Dinge, die spezifisch für den deutschen Liberalismus waren? Unterschieden die globalen Ordnungskonzepte deutscher Liberaler sich von denen der Liberalen in anderen Ländern, die auch zu Kolonialmächten wurden?

Es ist fast ein halbes Jahrhundert her, dass eine wissenschaftliche Tagung in der Gummersbacher Theodor-Heuss-Akademie diesen Fragen nachgegangen ist. Auf dieser von der Friedrich-Naumann-Stiftung 1974 organisierten Konferenz waren namhafte Historiker versammelt. Einige davon, wie Wolfgang Mommsen oder Lothar Gall, gehörten damals zur Crème de la Crème der Disziplin.<sup>1</sup>

Diese in Gummersbach versammelten Fachleute waren sich weitgehend einig: Der Imperialismus sei Ausdruck einer schweren Krise des deutschen Liberalismus im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert gewesen. Er reihe

1 Die überarbeiteten Beiträge zur Tagung erschienen in: Karl Holl/Günther List (Hrsg.): Liberalismus und imperialistischer Staat. Der Imperialismus als Problem liberaler Parteien in Deutschland 1890–1914. Göttingen 1975.

sich ein in die lange Liste liberaler Fehltritte dieser Zeit – angefangen mit der Aufgabe von Idealen und dem Übergang zur „Realpolitik“ nach der Revolution von 1848, fortgesetzt mit dem mephistophelischen Pakt mit Bismarck 1866, der dann folgenden Abwendung vom liberalen Prinzip des Freihandels, einem mit der Zustimmung zum Sozialistengesetz begangenen „Verrat“ an der Arbeiterschaft, und schließlich einer „Feudalisierung“ des Bürgertums.

In diesem langen Sündenregister gingen die meisten Eintragungen auf das Konto des Nationalliberalismus. Die Linksliberalen hatten dagegen immerhin zumindest nicht mit Bismarck paktiert. Sie hatten auch am Freihandel festgehalten und dem Sozialistengesetz zunächst ihre Zustimmung geschlossen verweigert. Aber auch sie hatten, nach anfänglicher Opposition, der Flotten- und Kolonialpolitik des deutschen Kaiserreichs seit der Jahrhundertwende zugestimmt. Seitdem stand der gesamte deutsche Liberalismus in allen seinen Schattierungen geschlossen hinter einer imperialistischen Politik des Reiches. Der Imperialismus sei deshalb, wie es Wolfgang Mommsen formulierte, der „wohl schwerwiegendste Sündenfall des Liberalismus“ in Deutschland gewesen.<sup>2</sup>

Bei allen Differenzierungen im Detail stimmten die anderen Teilnehmer der Gummersbacher Tagung Mommsen darin grundsätzlich zu. Dabei zeichneten sich einige Beiträge allerdings durch weitgehendes Desinteresse an liberalem Denken und liberalen Parteien im Kaiserreich aus. So ging es in zwei umfangreichen Referaten von Peter-Christian Witt und Imanuel Geiss vor allem um politische Strategien der konservativen Eliten und der Reichsleitung. Die Liberalen kamen darin allenfalls als Objekte angeblich erfolgreicher „sozialimperialistischer“ Manipulation „von oben“ vor.<sup>3</sup>

Wo mehr vom Liberalismus selbst die Rede war, wurde dieser eher zum Fall für psychologische oder auch psychiatrische Behandlung als für eine historische Analyse erklärt. Peter Menke-Gluckert, Ministerialdirigent im damals von der FDP geleiteten Bundesinnenministerium, erklärte auf der Tagung, die Liberalen des Kaiserreichs hätten sich „in der Politik merkwürdig irrational“ verhalten. Lothar Gall sprach ebenso von einer „irrationalen Emotionalisierung“ bei Max Weber und anderen Liberalen, besonders wo es um den Imperialismus ging. Auch medizinische Metaphern wurden bemüht. Hans-Günter Zmarzlik diagnostizierte, der Imperialismus sei nur von Interesse „für die Pathologie der liberalen Ideen und Kräfte“. Mommsen meinte,

2 Wolfgang Mommsen: Wandlungen der liberalen Idee im Zeitalter des Imperialismus. In: Holl/List: Liberalismus (wie Anm. 1), S. 110.

3 Peter-Christian Witt: Innenpolitik und Imperialismus in der Vorgeschichte des 1. Weltkrieges, und Imanuel Geiss: Sozialstruktur und imperialistische Dispositionen im Zweiten Deutschen Kaiserreich. In: Holl/List: Liberalismus (wie Anm. 1), S. 7–34 und 40–61, hier S. 16 bzw. 43.

dass „sich die Liberalen gegenüber der imperialistischen Ideologie“ vor allem zwischen 1890 und 1918 „relativ wenig immun zeigten“. Karl Holl bemühte das gleiche Bild, wenn er konstatierte, „wie sehr die Immunität des linksliberalen oder demokratischen Bürgertums gegenüber dem Imperialismus in jener kurzen Zeitspanne geschwächt worden war“. Holl suggerierte selbst geriatrische Probleme des deutschen Liberalismus der Zeit, als er von den „Verlockungen eines vitalen Imperialismus“ sprach, „dem selbst die Linksliberalen erlegen sind“.<sup>4</sup>

Zwar gaben einige Referenten in Gummersbach 1974 zu bedenken, das sei vielleicht nicht allein in Deutschland so gewesen. So meinte Menke-Glückert, die „teilweise Verherrlichung des Imperialismus selbst durch Friedrich Naumann“ sei auch „aus dem Zeitgeist des späten 19. Jahrhunderts zu verstehen“. Selbst Mommsen gestand zu, imperialistischem und rassistischem Denken könne man „in den letzten Dekaden des 19. Jahrhunderts fast überall begegnen“. Zmarzlik griff das auf und kritisierte, dass Geiss, Mommsen und auch Hans-Ulrich Wehler im Zusammenhang mit dem Verhältnis von Liberalismus und Imperialismus die These eines „deutschen Sonderwegs“ vertreten, obwohl doch „der internationale Vergleich, ohne den ausreichend kontrollierte Schlussfolgerungen nicht möglich sind, noch aussteht“. Allerdings blieb er vergleichende Überlegungen dann selbst ebenfalls schuldig und beschränkte sich auf punktuelle Kritik an den Vertretern der „Historischen Sozialwissenschaft“.<sup>5</sup>

So blieb letzten Endes Wolfgang Mommsens Postulat unwidersprochen, „die Verfremdung der liberalen Idee durch die imperialistische Ideologie“ sei zwar „ein Phänomen, das sich seit den 80er Jahren des 19. Jahrhunderts in allen modernen Industriestaaten beobachten läßt; doch ist sie nirgends so eklatant hervorgetreten wie gerade in Deutschland, und nirgends hat sie so verhängnisvolle Auswirkungen gehabt.“ Es könne „kein Zweifel daran bestehen, daß sich der deutsche Liberalismus, im europäischen Vergleich betrachtet, dem imperialistischen Denken in besonders hohem Maß verschrieben hat.“ Dafür gebe es „Belege in Hülle und Fülle“ – von denen er dann ei-

4 Peter Menke-Glückert: Wilhelminischer Liberalismus aus aktueller Sicht. In: Holl/List: Liberalismus (wie Anm. 1), S. 35–39, hier S. 37; Lothar Gall: „Sündenfall“ des liberalen Denkens oder Krise der bürgerlich-liberalen Bewegung? Zum Verhältnis von Liberalismus und Imperialismus in Deutschland. In: Holl/List: Liberalismus (wie Anm. 1), S. 148–158, hier S. 153; Hans-Günter Zmarzlik: Das Kaiserreich als Einbahnstraße? In: Holl/List: Liberalismus (wie Anm. 1), S. 62–71, hier S. 69; Mommsen: Wandlungen (wie Anm. 2), S. 116; Karl Holl: Krieg und Frieden und die liberalen Parteien. In: Holl/List: Liberalismus (wie Anm. 1), S. 72–88, hier S. 79 und 82.

5 Menke-Glückert: Liberalismus (wie Anm. 4), S. 35; Mommsen: Wandlungen (wie Anm. 2), S. 110; Zmarzlik: Kaiserreich (wie Anm. 4), S. 63.

nige lieferte, freilich nur aus Deutschland, was den Anspruch des Vergleichs nicht eben untermauerte.<sup>6</sup>

Das störte aber niemanden. Stattdessen sekundierte Lothar Albertin, in Deutschland sei selbst der linke Liberalismus im Hinblick auf den Imperialismus „theorielos“ geblieben. Etwas Vergleichbares wie die „liberale Kritik“ John Atkinson Hobsons am Imperialismus in Großbritannien habe es hierzulande nicht gegeben. Dass Hobson Mitglied der Independent Labour Party wurde, erwähnte Albertin nicht. Menke-Glückert meinte sogar, „seit der Reichsgründung durch Bismarck, der den Liberalen den Schneid völlig abgekauft hat“, sei der deutsche Liberalismus ohnehin eigentlich einem Haufen „von frustrierten, verhinderten, gedemütigten, verärgerten Konservativen“ gleich gekommen, „die mit Liberalismus im angelsächsischen oder auch französischen Verständnis wenig zu tun“ gehabt hätten.<sup>7</sup>

Auch Mommsen und Gall betonten Unterschiede zwischen deutschem und englischem Liberalismus. Mommsen meinte, „daß die liberalen Ideen in Deutschland immer schon nur eine sehr schwache Verankerung gehabt hätten.“ Wie Gall sah er die enge Verbindung des Liberalismus mit dem Imperialismus als Folge und Ausdruck dieses Defizits. Denn eigentlich sei eine imperialistische Politik „mit der liberalen Auffassung von der Würde des Menschen, der prinzipiell nicht der Fremdbestimmung durch gleich welche Macht auch immer unterworfen werden darf, nicht vereinbar“, der Imperialismus dem Liberalismus also wesensfremd. Was im Kaiserreich passiert sei, war nach Mommsen deshalb eine „Überfremdung der liberalen Idee durch Aufnahme von Elementen imperialistischen Denkens“ gewesen. Gall sprach mit ähnlicher Begründung von einer „Depravierung der liberalen Ideenwelt“.<sup>8</sup>

## 2. Das Licht aus dem Westen

Die Auffassung einer Unvereinbarkeit von liberalem und imperialistischem Denken ist in der Öffentlichkeit immer noch weit verbreitet. Die These vom Imperialismus als „Sündenfall“ des deutschen Liberalismus dient dabei auch oft als Ausweis dafür, dass liberales Denken in Deutschland generell lange schwach war, insbesondere im Vergleich zu Großbritannien. Sie stützt damit nach wie vor spezifische Konstruktionen von Kontinuitäten zwischen Kai-

6 Mommsen: Wandlungen (wie Anm. 2), S. 110 und 116.

7 Lothar Albertin: Das Friedensthema bei den Linksliberalen vor 1914. Die Schwäche ihrer Argumentation und Aktivitäten. In: Holl/List: Liberalismus (wie Anm. 1), S. 89–108, hier S. 93 f.; Menke-Glückert: Liberalismus (wie Anm. 4), S. 36.

8 Mommsen: Wandlungen (wie Anm. 2), S. 109 f. und vgl. auch ebd., S. 117–119; Gall: Sündenfall (wie Anm. 4), S. 153.

serreich und „Drittem Reich“. Solche Kontinuitäten werden von manchen Historikern bis heute betont. Dabei handelt es sich allerdings in der Regel um solche Historiker, die über das Kaiserreich selbst seit Jahrzehnten nicht mehr oder sogar nie geforscht haben – was sie nicht davon abhält, dennoch Bücher darüber zu schreiben.<sup>9</sup> Doch die Forschung der letzten dreißig Jahre hat zumindest die These vom Imperialismus als „Sündenfall“ des Liberalismus gründlich widerlegt. Wie viele der in den 1970er Jahren aufgestellten Behauptungen über das Kaiserreich gehört sie in den Bereich der Legende.

Dabei gab es eigentlich schon 1974, als die Gummersbacher Tagung über Liberalismus und Imperialismus stattfand, gute Gründe dafür, in das Lamento über den imperialistischen „Sündenfall“ der Liberalen als deutsche Spezialität nicht einzustimmen. Denn ein Jahr zuvor war bei Oxford University Press eine Studie von Colin Matthew über die britischen „Liberal Imperialists“ erschienen. Matthew konnte zudem auf Arbeiten von Ronald Robinson und John Gallagher, Bernard Semmel und Geoffrey Searle aufbauen, die bereits vorher die engen Verbindungen zwischen Liberalismus und Imperialismus in Großbritannien um die Jahrhundertwende aufgezeigt hatten. Seit den späten 1880er Jahren war auf der Insel unter von der Liberal Party gebildeten Regierungen nicht nur das Foreign Office von erklärten „Liberal Imperialists“, kurz „Limps“, geführt worden. Bei der Rückkehr der englischen Liberalen an die Macht 1905 übernahm neben Außenminister Edward Grey mit Richard Haldane ein „Limp“ auch das Kriegsministerium, und seit 1908 führte mit Herbert Henry Asquith ein weiterer die Regierung als Premierminister. Die 1885 von der Liberal Party abgespaltenen Unionisten unter Joseph Chamberlain waren erst recht, wie die deutschen Nationalliberalen, überzeugte Imperialisten.<sup>10</sup>

Diese Ergebnisse der britischen Forschung wurden von deutschen Historikern in den 1970er Jahren freilich kaum wahrgenommen. Wolfgang Mommsen, der als deutscher Großbritannien-Spezialist galt, kannte zwar immerhin Teile der älteren britischen Forschungsdiskussion, die Robinson und Gallagher 1953 über den „informal“ oder „free trade imperialism“ in der Mitte

9 Volker Ullrich: Die nervöse Großmacht 1871–1918. Aufstieg und Untergang des deutschen Kaiserreichs. 2. Aufl. Frankfurt a.M. 2013; Volker Berghahn: Das Kaiserreich 1871–1914. Industriegesellschaft, bürgerliche Kultur und autoritärer Staat. Stuttgart 2003; Eckart Conze: Schatten des Kaiserreichs. Die Reichsgründung von 1871 und ihr schwieriges Erbe. Stuttgart 2020.

10 Colin Matthew: The Liberal Imperialists. The ideas and politics of a post-Gladstonian elite. Oxford 1973; Ronald Robinson/John Gallagher: The imperialism of free trade. In: The economic history review 6 (1953), S. 1–15; Ronald Robinson/John Gallagher: Africa and the Victorians. The official mind of imperialism. London 1961; Bernard Semmel: Imperialism and social reform. English social imperial thought 1895–1914. London 1960; Geoffrey Searle: The quest for national efficiency. A study in British politics and political thought 1899–1914. Berkeley 1971; jetzt auch Robert Scally: The Origins of the Lloyd George Coalition. The Politics of Social Imperialism 1900–1918. Princeton 2015.

des 19. Jahrhunderts angestoßen hatten. Die danach erschienenen Studien über die britischen „liberal imperialists“ des späten 19. Jahrhunderts waren ihm aber unbekannt. Sein Wissen über das englische Kolonialreich dieser Zeit hatte er nicht zuletzt aus älterer kolonialapologetischer Literatur, wie der des in Afrika und Asien als britischer Offizier und Kolonialbeamter eingesetzten Frederick Lugard. Darauf aufbauend meinte Mommsen unter anderem, die „Integration der Dritten Welt in die moderne industrielle Kultur des Westens“ sei alternativlos und, „auch vom Standpunkt der Betroffenen, kein einfach nur zu nachteiligen Auswirkungen führender Vorgang“ gewesen. Für die britische wie die französische Kolonialherrschaft ließen sich deshalb „doch auch einige Positiva finden, die zumindest ihrem Ursprung nach auf liberales Gedankengut zurückgeführt werden können.“<sup>11</sup>

Gegenüber solchen Lichtblicken der „zivilisatorischen Mission“ ihrer westlichen Nachbarn musste die koloniale Bilanz der Deutschen entsprechend düster ausfallen. Erst recht galt das für die Rolle des Liberalismus dabei. Hans-Ulrich Wehler fasste das Urteil darüber im selben Jahr 1973 zusammen, in dem Colin Matthew seine Studie über die britischen „liberal imperialists“ veröffentlichte. Für Wehler war die Geschichte des deutschen Liberalismus die einer einzigartigen Korruption durch konservatives Gedankengut. Das habe Deutschland während des Kaiserreichs auf eine schiefe Ebene gebracht – im vermeintlich krassen Gegensatz zur Entwicklung in Großbritannien oder auch in den USA.<sup>12</sup>

So sehr die klassische „Historische Sozialwissenschaft“ freilich den empirisch abgestützten internationalen Vergleich in der Theorie beschwor, so wenig praktizierten ihn Wehler, Mommsen und ihre Mitstreiter. Ihr Bild britischer und amerikanischer Geschichte beruhte auf einem jenseits von Kanal und Atlantik längst überholten Forschungsstand. Dieser war nach 1945 vor allem durch Emigranten vermittelt worden. Diese Emigranten, insbesondere Hans Kohn und Friedrich Sell, hatten auch das Bild eines von den Konservativen seit Bismarck korrumpierten deutschen Liberalismus gezeichnet, der sich von dem angelsächsischen fundamental unterschieden habe.<sup>13</sup> In Wehlers „Gesellschaftsgeschichte“ Mitte der 1990er Jahre allenfalls verbal neu verpackt, aber inhaltlich praktisch unverändert, prägt dieses Idealbild des „westlichen“ Liberalismus vielfach bis heute die Wahrnehmung hierzulande – obwohl es in der historischen Forschung der angelsächsischen Länder selbst schon vor fast einem Menschenalter abgelöst worden ist.<sup>14</sup>

11 Mommsen: Wandlungen (wie Anm. 2), S. 111–114.

12 Hans-Ulrich Wehler: Das deutsche Kaiserreich 1871–1918. Göttingen 1973.

13 Friedrich Sell: Die Tragödie des deutschen Liberalismus. Stuttgart 1953; Hans Kohn: The Mind of Germany. New York 1960.

14 Hans-Ulrich Wehler: Deutsche Gesellschaftsgeschichte. Band 3: Von der deutschen Doppelrevolution bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges 1849–1914. München 1995, S. 987,

Das ist vielleicht ein Grund dafür, warum der Anstoß zur Revision des etablierten Bildes in Deutschland vor allem aus dem angelsächsischen Ausland kam. Zwar hatten schon Konstanze Wegner und Peter Theiner in ihren Biographien über Theodor Barth und Friedrich Naumann einen differenzierteren Blick auf das Verhältnis von Liberalismus und Imperialismus während des deutschen Kaiserreichs geworfen. Beide beschäftigten sich allerdings wie schon Theiners Doktorvater Mommsen nur mit der Zeit ab den 1880er Jahren. Die Ergebnisse ihrer Studien beschränkten sich deshalb weitgehend darauf, die Beweggründe liberaler imperialistischer Politik etwas anders zu gewichten und deren Resultate nuancierend zu betrachten. So betonte Konstanze Wegner das taktische Motiv, durch die Bejahung von Kolonial- und „Weltpolitik“ gleichsam „regierungsfähig“ zu werden, während Peter Theiner auf die Bemühungen von Naumann und anderen Liberalen in den letzten Jahren vor dem Ersten Weltkrieg hinwies, die vom Imperialismus für den europäischen Frieden ausgehenden negativen Effekte durch zivilgesellschaftliche Kontakte abzumildern.<sup>15</sup>

Der entscheidende Wandel in der fachwissenschaftlichen Betrachtung des liberalen Denkens über Imperialismus ging freilich, wie so oft bei der Geschichte des Kaiserreichs, von Forschern in Großbritannien aus. Während der 1980er Jahre hatten David Blackbourn, Geoff Eley und Richard Evans mit ihren Forschungsarbeiten das von der „Historischen Sozialwissenschaft“ in den zwei Jahrzehnten davor produzierte Bild des Kaiserreichs fundamental in Frage gestellt. An dem Themenkreis Liberalismus und Imperialismus war dieses historiographische Erdbeben freilich weitgehend vorbeigegangen. Wahrscheinlich war unter den politischen Rahmenbedingungen des Kalten Krieges das Risiko einfach zu groß, den Vorwurf kommunistischer Sympathien auf sich zu ziehen, wenn man Liberalismus und Imperialismus nicht als Gegensätze, sondern als historisch verwandt darstellte.

Zuerst hob der in Großbritannien lehrende Frank Lorenz Müller in einem Aufsatz hervor, dass die deutschen Liberalen schon im Umfeld der Revolution von 1848/49 nicht nur entschieden national, sondern auch imperialistisch eingestellt waren.<sup>16</sup> Darauf hatten zwar schon Lothar Gall und Hans Fenske in den 1970er Jahren hingewiesen. Fenske zog daraus freilich keine

1138–1141; vielleicht noch wirkungsmächtiger in dieser Richtung: Heinrich August Winkler: *Der lange Weg nach Westen*. Band 2. München 2000.

15 Konstanze Wegner: *Theodor Barth und die freisinnige Vereinigung. Studien zur Geschichte des Linksliberalismus im wilhelminischen Deutschland (1893–1910)*. Tübingen 1968, S. 68–78; Peter Theiner: *Sozialer Liberalismus und deutsche Weltpolitik. Friedrich Naumann im wilhelminischen Deutschland (1860–1919)*. Baden-Baden 1983, S. 70–78, 217–223.

16 Frank Lorenz Müller: *Imperialist Ambitions in Vormärz and Revolutionary Germany. The Agitation for German Settlement Colonies Overseas 1840–1849*. In: *German History* 17 (1999), S. 346–368.

weiteren Schlüsse. Und Gall diene der Hinweis auf den liberalen „Pangermanismus“ der 1840er Jahre ebenfalls nicht zum Anlass, die These vom imperialistischen „Sündenfall“ des deutschen Liberalismus grundsätzlich zu hinterfragen: Man müsse die „Krise“ des Liberalismus deshalb wohl nur vordatieren, meinte er. Außerdem sei bei den meisten Liberalen zwischen der Reichsgründung und den 1890er Jahren die Begeisterung zumindest für den Erwerb von Kolonien zwischenzeitig wieder sehr gedämpft gewesen – wohl weil ein deutsches Kolonialreich angesichts der „Großen Depression“ dieses Vierteljahrhunderts an wirtschaftlicher Attraktivität eingebüßt habe.<sup>17</sup>

Mittlerweile hat Matthew Fitzpatrick umfassend nachgewiesen, wie sehr imperialistische Denkmuster schon im Vormärz kontinuierlich zum liberalen Ideenhaushalt dazugehörten. Vor und während der Revolution von 1848 hielten alle deutschen Liberalen eine starke nationale Flotte für unverzichtbar, um die wirtschaftlichen Interessen eines vereinigten Deutschlands weltweit wahrzunehmen. Immer wieder sprachen viele Liberale sich auch dafür aus, dass ein deutscher Nationalstaat Kolonien besitzen sollte. Denn das sei nicht nur ein wirtschaftliches Bedürfnis, um Rohstoffe und Absatzmärkte zu sichern. Kolonien galten auch als notwendig, um überschüssige Bevölkerung dort anzusiedeln und auf diese Weise zur Lösung der „sozialen Frage“ beizutragen. Zudem erschien Erwerb und Erschließung von Kolonien als neue nationale Aufgabe nach der erwarteten Vollendung des Einheitsstaats.

Nach der Revolution blieben diese Ideen im liberalen Milieu weiter ausgesprochen lebendig. Sie wurden bereits im liberalen Deutschen Nationalverein unter Beteiligung von Männern wie Johannes Miquel und Rudolf von Bennigsen diskutiert, bevor in den 1880er Jahren spezifische Kolonialvereine als „pressure groups“ entstanden. Liberale Zeitungen und Zeitschriften wie die „Gartenlaube“ verbreiteten die Idee von einer deutschen Kolonial- und Weltpolitik in der bürgerlichen Öffentlichkeit.<sup>18</sup>

Das große Vorbild dieser imperialen Träume deutscher Liberaler war das britische Weltreich. Daneben spielten aber, wie Jens-Uwe Guettel aufgezeigt hat, auch die USA als Modell eine wichtige Rolle, und das bereits seit dem späten 18. Jahrhundert.<sup>19</sup> Auch nach Guettel waren die überzeugten Imperialisten unter den deutschen Liberalen stets in der Mehrheit. Das hieß nicht unbedingt, dass alle liberalen Imperialisten im deutschen Sprachraum

17 Hans Fenske: Imperialistische Tendenzen in Deutschland vor 1866. In: Historisches Jahrbuch 97/98 (1978), S. 336–383; Gall: Sündenfall (wie Anm. 4), S. 154 f.

18 Matthew Fitzpatrick: Liberal Imperialism in Germany. Expansionism and Nationalism 1848–1884. New York 2008; aus jeweils anderen Perspektiven auch Susanne Zantop: Colonial fantasies. Conquest, Family, and Nation in Precolonial Germany 1770–1870. Durham (North Carolina) 1997; Erik Grimmer-Solem: Learning Empire. Globalization and the Quest for German World Status 1875–1919. Cambridge 2019.

19 Jens-Uwe Guettel: German Expansionism, Imperial Liberalism, and the United States 1776–1945. Cambridge 2012.



durchgängig für formelle politische Herrschaft in überseeischen Gebieten eintraten. Die Vorbilder Großbritannien und USA praktizierten ja lange Zeit auch einen eher informellen Imperialismus. Besonders linken Liberalen in Deutschland erschien dieser sogenannte „Freihandels-Imperialismus“ bis zur Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert als anzustrebendes Ideal. Mit den liberalen Befürwortern eines formellen Kolonialreichs teilten sie allerdings die wesentlichen Bestandteile imperialistischen Denkens: die Annahme, überseeische Gebiete als Absatzmärkte und Rohstofflieferanten erschließen zu müssen, zur Not auch mit Gewalt; der rassistisch unterfütterte Glaube an die kulturelle Überlegenheit der Europäer; und daraus folgend die Überzeugung von einer „Zivilisierungsmission“ des „weißen Mannes“ in Afrika, Asien und Amerika.

Dass wie die Nationalliberalen auch die Linksliberalen seit den 1890er Jahren schließlich für eine formelle Kolonialpolitik gewonnen wurden, stellt deshalb weder einen „Sündenfall“ noch eine wirkliche Zäsur dar. Denn einen freihändlerischen Imperialismus hatten die linken Liberalen ohnehin nie abgelehnt. Die Gründe für ihren Sinneswandel waren auch keineswegs fast ausschließlich ökonomische, wie die auf Materielles fixierten Vertreter der „Historischen Sozialwissenschaft“ und Lothar Gall in den 1970ern annahmen. Die Vorstellung einer „Großen Depression“ ist von der Wirtschaftsgeschichte mittlerweile weitgehend als wirklichkeitsfremdes Konstrukt entzaubert worden. Vielmehr traf sich um 1900 der Wunsch der Linksliberalen, auf Reichsebene endlich mitregieren zu können, mit dem Bemühen der Reichsleitung unter Miquel und Bernhard von Bülow, die Basis der „Sammelpolitik“ zu erweitern.

Außerdem kam der Kurs von Tirpitz als neuem Chef des Reichsmarineamts, die deutsche Flotte nach einem langfristigen Plan aufzubauen und zu finanzieren, wie der Zentrums- und die liberalen Parteien im Reichstag entgegen. Unter den Bedingungen des 1871 eingeführten allgemeinen Männerwahlrechts war es für die Parteien nämlich zunehmend zum Problem geworden, ihren Wählern jedes Jahr neue Geldforderungen für die Flotte schmackhaft zu machen. Die seit der Reichsgründung zeitweilig wachsende Abneigung gegen Kolonien und eine kostspielige Flotte zu ihrem Schutz hatte als Hintergrund weniger wirtschaftliche als politische Konjunkturen – konkret das Aufkommen der Massenpolitik und die populistische Reaktion der Parteien darauf. Nicht nur Eugen Richter hat als langjähriger Führer der größten linksliberalen Gruppierung, der Freisinnigen Volkspartei, eine imperialistische Politik des Deutschen Reiches aus solchen wahltaktischen Gründen abgelehnt. Auch für die süddeutsche Volkspartei war die Unpopularität des alljährlich präsentierten Flottenetats bei ihren Wählern ausschlag-

gebend für die Ablehnung, bis Tirpitz kurz vor der Jahrhundertwende den Finanzierungsmodus änderte.<sup>20</sup>

Und schließlich verabschiedete sich um die Jahrhundertwende das nicht nur für frühere Historiker, sondern auch für viele Liberale als Vorbild geltende Großbritannien von einer Politik des „informal empire“. Etwa gleichzeitig begannen die USA und Japan ein eigenes Kolonialreich aufzubauen, während Frankreich bereits früher wieder zu einer Politik der kolonialen Expansion übergegangen war. Diese Entwicklungen, die sich gegenseitig verstärkten, beschleunigten die im Gang befindliche Aufteilung der Welt unter den imperialen Mächten noch einmal beträchtlich. Sie reduzierten damit aber auch die Möglichkeiten des Deutschen Reiches, unter Vertrauen auf die Qualität der eigenen Produkte seinen weltweiten Einfluss über asymmetrische Handelsbeziehungen und eine Politik der „offenen Tür“ weiter auszuweiten. Alternativen zu einer formellen Kolonialpolitik verloren damit selbst unter ihren bisherigen Befürwortern an Attraktivität.<sup>21</sup>

### 3. Vom Nutzen des Vergleichs

Das Ausmaß an rassistischer Überheblichkeit, das einem aus den Schriften der deutschen Liberalen bis weit ins 20. Jahrhundert entgegenstarrt, ist erschreckend. Es wird auch nicht dadurch geringer, dass die Vertreter des deutschen Liberalismus sich in dieser Hinsicht zwar nicht in guter, aber ausgesprochen zahlreicher Gesellschaft befanden. Auch in den liberalen Bewegungen anderer europäischer Länder war rassistisch-imperialistisches Denken praktisch Allgemeingut. Liberale Vordenker wie Adam Smith mochten eine ambivalente Einstellung gegenüber formellem Erwerb außereuropäischer Gebiete als Kolonien haben. An der Notwendigkeit einer „Zivilisierung“ und „Entwicklung“ von deren Bewohnern hatte kaum einer von ihnen irgendwelche Zweifel. Ein Thomas Jefferson trat wie Immanuel Kant mit Nachdruck für Freiheit, Rechtsstaatlichkeit und Menschenrechte ein – aber nur für weiße Männer.<sup>22</sup>

Gerade das lange Zeit als strahlendes liberales Vorbild verklärte Großbritannien ist in dieser Hinsicht entzaubert worden. Jennifer Pitts und andere haben gezeigt, wie sehr der britische Liberalismus sich für imperialistisches

20 Maria-Theresa Schwarz: „Je weniger Afrika, desto besser“. Die deutsche Kolonialkritik am Ende des 19. Jahrhunderts. Frankfurt a. M. 1999, S. 43–204.

21 Darauf wies am Rande auch schon hin Mommsen: Wandlungen (wie Anm. 2), S. 126.

22 Robert Bernasconi: Kant as an unfamiliar source of racism. In: Julie Ward/Tommy Lee Lott (Hrsg.): *Philosophers on Race*. Oxford 2002, S. 145–166; Guettel: *Expansionism* (wie Anm. 19), S. 43–54; Inder S. Marwah: *Liberalism, diversity and domination. Kant, Mill and the government of difference*. Cambridge 2019.

Denken öffnete. Der Philosoph John Stuart Mill, dessen Theorie individueller Menschenrechte und Menschenwürde für Liberale seiner Zeit und bis heute zur Richtschnur wurde, sah in Indien wie Iren minderwertige Menschen, die zu ihrem eigenen Vorteil auf despotische Art von Briten regiert werden müssten. Dass imperialistische Politik und rassistisches Denken zudem nicht nur Angelegenheit einer kleinen Elite waren, sondern in der britischen Gesellschaft des 19. und frühen 20. Jahrhunderts praktisch überall gutgeheißen wurden, hat John MacKenzie in zahlreichen Publikationen illustriert. Vergleichende Studien wie die von Sonja Levsen sind sogar zu dem Ergebnis gekommen, dass selbst als besonders rassistisch identifizierte Teilgruppen der Gesellschaft des deutschen Kaiserreichs wie Studenten darin ihren englischen Kommilitonen nachstanden: Britische Studierende waren noch einmal deutlich rassistischer und identifizierten sich auch wesentlich mehr mit imperialistischer Politik.<sup>23</sup>

Die internationale Forschung des letzten Jahrzehnts hat überdeutlich gemacht, wie sehr die Verschränkung von imperialistischem und liberalem Gedankengut kein spezifisch deutsches, sondern ein allgemein abendländisches Phänomen gewesen ist. Die Vorstellung naturgegebener Überlegenheit des weißen Mannes verband sich nicht nur in der angelsächsischen Welt oder im deutschen Sprachraum, sondern auch in Frankreich, Italien oder Russland mit liberalem Denken. Selbst von liberalen Bewegungen in Nationen, die während des 19. Jahrhunderts über keinen Staat verfügten wie die polnische, ungarische oder kroatische wurde sie geteilt.<sup>24</sup>

Wie in Großbritannien befürworteten Liberale auch in anderen Staaten imperialistische Politik. Überall in Europa akzeptierten sie Blutvergießen bis hin zum Völkermord als mehr oder weniger unvermeidliche Begleiterscheinung der weißen „Zivilisierungsmission“. So traten die französischen Liberalen für die „Erschließung“ Algeriens ein, die zwischen 1830 und 1872 mindestens eine Viertelmillion einheimischer Zivilisten das Leben kostete.

23 Jennifer Pitts: *A Turn to Empire. The Rise of Imperial Liberalism in Britain and France*. Princeton 2005; Marwah: *Liberalism* (wie Anm. 22); John MacKenzie: *Imperialism and popular culture*. Manchester 1986; ders.: *Propaganda and Empire. The Manipulation of British Public Opinion 1880–1960*. Manchester 1988; ders.: *Popular Imperialism and the military 1850–1950*. Manchester 1992; Sonja Levsen: *Elite, Männlichkeit und Krieg*. Tübingen und Cambridge Studenten 1900–1929. Göttingen 2006, S. 150–155 und 159–171. Siehe auch Uday S. Mehta: *Liberalism and Empire. A Study in 19th-century British Liberal Thought*. Chicago 1999; Tony Ballantyne: *Orientalism and Race. Aryanism in the British Empire*. New York 2002; Theodore Koditschek: *Liberalism, Imperialism, and the Historical Imagination. Nineteenth-Century Visions of a Greater Britain*. Cambridge 2011.

24 Matthew Fitzpatrick (Hrsg.): *Liberal Imperialism in Europe*. London 2012; John MacKenzie (Hrsg.): *European Empires and the people. Popular responses to imperialism in France, Britain, the Netherlands, Belgium, Germany and Italy*. Manchester 2011; Uwe Liszkowski: *Zwischen Liberalismus und Imperialismus. Die zaristische Außenpolitik vor dem Ersten Weltkrieg im Urteil Miljukows und der Kadetten-Partei 1905–1914*. Stuttgart 1974.

Unter der liberalen Regierung Giolitti eroberte Italien mit größter Brutalität Libyen. Die belgischen Liberalen hatten keinerlei Skrupel, die rigorose koloniale Ausbeutung des Kongo mitzutragen, die zwischen 1880 und 1920 schätzungsweise zehn Millionen Afrikanern das Leben kostete.

Auch das Verhalten der Vertreter anderer politischer Richtungen in Deutschland relativiert die Verbindung des Liberalismus mit Imperialismus und Rassismus – ohne sie freilich irgendwie zu entschuldigen. Vertreter von Sozialdemokratie und politischem Katholizismus waren im Kaiserreich keine Gegner von Kolonien und imperialer Politik. Zwar stimmten sie im Vorfeld der Reichstagsauflösung 1906 gegen Kolonialkredite, die alle Liberalen befürworteten. Die Gegensätze waren allerdings taktischer, nicht grundsätzlicher Art. SPD und Zentrumsparterie wollten sich vor dem Hintergrund von Finanzskandalen in der Kolonialverwaltung als aufrechte Kämpfer gegen Korruption und Kosten des Kolonialreichs profilieren. Der SPD-Vorsitzende August Bebel erklärte allerdings vor dem Reichstag, die Sozialdemokraten träten sehr wohl dafür ein, Afrikaner „zu Kulturmenschen zu erziehen“ und seien „die ersten, die eine solche Kolonisation als große Kulturmission zu unterstützen bereit sind.“<sup>25</sup> Auch im Zentrum verband sich das nachdrückliche Engagement für christliche Mission in Übersee mit säkularen Vorstellungen von einer solchen „Kulturaufgabe“ des weißen Mannes.<sup>26</sup>

Weder Zentrumsparterie noch SPD kritisierten die Kolonialpolitik an sich. Sie wandten sich auch nicht gegen das dahinterstehende Konzept der weißen „Zivilisierungsmission“, sondern nur gegen dessen konkrete Umsetzung unter der konservativ geprägten Reichsleitung. Darin trafen sie sich mit den Liberalen. Diese wollten freilich ihre Regierungsfähigkeit unter Beweis stellen, um die Kolonialpolitik konstruktiv mitzugestalten. Dafür wurden sie 1907 tatsächlich mit der Leitung des Reichskolonialamts durch einen der ihren, Bernhard Dernburg, belohnt. Damit hatten die deutschen Liberalen endlich das erreicht, was ihren Gesinnungsgenossen in Großbritannien und Frankreich seit Jahrzehnten bereits vergönnt war – nämlich die imperialistische Politik ihres Landes zu prägen.

25 Zitiert nach Sebastian Conrad: *Deutsche Kolonialgeschichte*. München 2008, S. 28. Vgl. Schwarz: *Afrika* (wie Anm. 20), S. 205–304; Markku Hyrkkänen: *Sozialistische Kolonialpolitik*. Eduard Bernstein's Stellung zur Kolonialpolitik und zum Imperialismus 1882–1914. Helsinki 1986; Roger Fletcher: *Socialist Imperialism in Germany 1897–1914*. London 1984.

26 Ingo Löppenber: *Praktizierter Zivilismus. Das Zentrum, seine Kolonialpolitik und die deutschen Schutztruppen*. In: Andreas Linsenmann/Markus Raasch (Hrsg.): *Die Zentrumsparterie im Kaiserreich*. Münster 2015, S. 138–154; Wilfried Loth: *Zentrum und Kolonialpolitik*. In: Johannes Hontmann (Hrsg.): *Die Verschränkung von Innen-, Konfessions- und Kolonialpolitik im Deutschen Reich vor 1914*. Schwerte 1987, S. 67–83; Herbert Gottwald: *Zentrum und Imperialismus*. Diss. Jena 1965.

#### 4. Fazit

Was ergibt sich nun als Resultat dieses knappen Überblicks zu globalen Ordnungskonzepten der deutschen Liberalen im internationalen Vergleich? Wie lässt sich das Verhältnis von Liberalismus und Imperialismus im deutschen Kaiserreich zusammenfassend charakterisieren? Und was sagen die gewonnenen Befunde über den nach wie vor umstrittenen Charakter des Kaiserreichs aus?

Erstens: Es gab keinen liberalen „Sündenfall“. Schon in den Paradiesgärten der Aufklärung wurden zwar Freiheit, Humanität und allgemeine Menschenrechte beschworen. Bereits für Eva galten diese aber nicht. Sie galten auch nicht für diejenigen, die nach liberalem Verständnis noch keine Selbstständigkeit und Unabhängigkeit durch Besitz oder Bildung erworben hatten. Und schon gar nicht galten sie für Afrikaner und Asiaten. Im Verständnis der meisten Liberalen konnten diesen die vollen Menschenrechte allenfalls nach einer langen Phase der Erziehung durch weiße Männer gewährt werden. Gegenüber den Nichtweißen hielt dieser rassistische Paternalismus bis weit ins 20. Jahrhundert hinein – und ganz verschwunden ist er bis heute nicht.

Zweitens: Es gab keinen liberalen Sonderweg. Das rassistische Grundrauschen, das die Geschichte des Liberalismus seit seinen Ursprüngen allzu lange durchzogen hat, durchzog auch andere Weltanschauungen und politische Sozialmilieus in Deutschland. Politischer Katholizismus, Konservatismus und auch Sozialdemokratie waren letzten Endes für Rassismus und Imperialismus nicht weniger anfällig als der Liberalismus. Schon Engels und Marx erklärten bekanntlich die Opfer der Kolonisierung Nordamerikas und Indiens für unvermeidlich, wenn diese Weltregionen „modernisiert“ werden sollten. Das macht freilich die enge Verbindung liberalen und imperialistischen Denkens nicht leichter erträglich. Eher sollte es ein zusätzlicher Ansporn sein, sich an sie zu erinnern.

Drittens: Es gab in dieser Hinsicht auch keinen deutschen Sonderweg. Es ist vielmehr frappierend, wie ähnlich die Verbindung von Liberalismus und Imperialismus sich während des 19. und frühen 20. Jahrhunderts in den verschiedensten europäischen Ländern gestaltete – unabhängig von ja durchaus grundverschiedener wirtschaftlicher Entwicklung und politischer Verfassung. Denn diese Verbindung war ein Kind des europäischen Projekts der Aufklärung. Die imperialistische „Zivilisierungsmission“ wurde von ihren Befürwortern stets als ein Programm der Modernisierung verstanden. Das unterstreicht zum einen, wie fragwürdig es ist, das Kaiserreich als ein aus der Zeit gefallenes Gebilde, als einen Anachronismus zu sehen. Es sollte aber auch dazu anregen, nicht nur die Modernität des Kaiserreichs zu betonen, sondern vor allem die Ambivalenz dieser Modernität in den Blick zu nehmen.

